

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

154 (5.7.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 27

Max Klinger

Zu seinem 10. Todestage am 4. Juli 1930.

Von Gustav Renner, GDS.

Als Max Klinger vor zehn Jahren starb, konnte man hier und da noch lesen, daß mit ihm der größte deutsche Künstler dahingegangen sei. Aber das wurde vielfach bestritten und klang wie ein Nachhall aus früherer Zeit. Die Kunst war und ist inzwischen andere Wege gegangen; ob es die richtigen sind, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wird es der jüngeren Generation schwer, sich in das Wesen der Klingerischen Kunst hineinzufühlen, man versucht es meist nicht erst. Schon zu seinen Lebzeiten sagten die Maler, er sei kein Maler, die Bildhauer, er sei kein Bildhauer, selbst die Graphiker hatten an ihm auszusetzen, daß er um der Wirkung willen die verschiedensten graphischen Techniken vermischte, was allerdings eine Bedanternie ist, denn wenn die Wirkung rein und echt ist, wird man nicht viel danach fragen, wie sie zustande gekommen ist. Mitunter hat sich die leidenschaftliche Abkehr von Klinger dazu verfliegen, ihn den größten Dilettanten zu nennen, eine Ungerechtigkeits, die durch mehr als ein künstlerisch reines und bedeutendes Werk widerlegt wird. Spricht vielleicht hier der bekannte Rückschlag mit, der eine Generation gerade gegen die vorangegangene am ungerechtesten sein läßt? Denn allerdings ist Klinger der bedeutendste Vertreter der geistigen und künstlerischen Strömungen etwa der Jahre 1880 bis 1910. Er ist ihr Vertreter vor allem darin, weil sie alle, mögen sie sozialer, philosophischer, künstlerischer Art sein, in seinem Werke widerklingen, in dasselbe eingingen, freilich — und das ist der Bruch in seinem Wesen — ohne in einem neuen Organismus zu verschmelzen. So stehen hart nebeneinander die verschiedensten und entgegengesetzten Einflüsse: Sozialismus und Nietzsche'scher Herrenmenschenkult, Romantik und Klassizismus, Darwinismus und Mystizismus, Christentum und humanistisch-heidnisches Hellsäulendebal, Böcklin und Menzel, Rodin und Südebrand, Japan und die Antike. Ein Hochgebildeter und erfahrener Geist, in dem sich der Widerstreit seiner Zeit spiegelte, der er aber infolge der nicht zu einer höheren Einheit verschmolzenen Gegensätze nicht seinen Stempel aufzudrücken vermochte. Das braucht ja auch nicht die Aufgabe eines Künstlers zu sein, wenn es auch Klinger vorzuschweben mochte. Wenn man von einer Tragik in diesem an Erfolgen reichen Leben reden kann, so liegt sie in seinem titanenhaft weitaustragenden Willen und Streben gegenüber den Brüchen und Widersprüchen seines modernen komplizierten, mitunter fast defizienten Wesens. Aber auch ein solcher Kampf, selbst wenn er nicht durchaus siegreich war, ist der Verehrung wert.

Am 18. Februar 1857 zu Leipzig geboren, konnte er, als Sohn vermöglicher Eltern, von Kindheit an sich frei entfalten; ein Los, wie es selten einem Künstler beschieden ist. Die Schule gab ihm den Schatz klassischen Wissens mit, der sein Schaffen vielfach befruchtete. 1873 in Karlsruhe und 1875 in Berlin war er Schüler von Gussow, der als rücksichtsloser Realist und ausgezeichnete Lehrer im Malen damals großes Ansehen genoss. Frühzeitig sich der Graphiker bei Klinger: die Feder, der Griff-

mel waren ihm die natürlichsten Ausdrucksmittel. Auch lockt ihn, echt graphisch, die zyklische Darstellung: er will erzählen, Gedanken, Ideen, innere Gesichte mitteilen. So hat er denn auch als Graphiker seine ersten Erfolge, mit dem Traumpflanz, Paraphrase über den Fund eines Handschuhs (1878 bis 1880), den „Rettenen Doidischer Opfer“ (1878), den Illustrationen zu „Amor und Psyche“, den „Intermezzi“, mit „Eva und die Zukunft“ (sämtlich 1880). Die Originalität der Auffassung, die verblüffende Verbindung von Phantasie und schonungslosem Realismus erregten Aufsehen. „Vier Landschaften“ (1880) machen, unbeschwert durch Gedankenballast, durch ihren Stimmungsgehalt einen der reinsten Eindrücke in seiner Graphik. Später folgen die großen Zyklen „Ein Leben“, „Eine Liebe“, „Rom Lode I und II“, „Drahtspinnfabrik“, die ihn auf der Höhe seiner Kraft und Eigenart zeigen. Das Raffinement der graphischen Technik, die Unerlöschlichkeit der Motive, die er, wenn auch noch so abgebraucht, überraschend eigenartig zu fassen versteht, der Reichtum der Phantasie, die Fülle der gedanklichen Beziehungen und Bedeutungen in hohem Grade und werden, wenigstens bei Deutschen, immer fesseln.

Denn trotz der vielfachen fremden Einflüsse ist Klinger im Grunde ausgesprochen deutsch, in seinem grübelnden Tiefen sowohl als in der Vorliebe für die Eigenart der Einzelform in Menschen und Dingen. In dieser Grübeleien, in diesem Streben, tiefen und bedenklich zu sein, in dem Allegorischen und Geheimnisvollen von allerhand Ideen tut er allerdings oft genug des Guten zuviel, so daß man nicht allzuviel Blätter mit ganz reinem künstlerischem Genuß in sich aufnehmen kann. Oft genug erfordern alle diese Gedanken, Symbolismen und Allegorien, die Darstellung mehr abzuleiten als sie als einheitliches Gefühl auf sich überströmen zu lassen. Der Verstand wird zu sehr in Tätigkeit gesetzt, ein Zeichen, daß er auch bei dem Künstler zu sehr mitprach. Goya, von dem Klinger so starke Einflüsse empfing, gibt bei aller Phantasie, aller Allegorie immer diesen einheitlichen künstlerischen Eindruck, ohne daß man einer Erklärung oder Unterjochung bedarf. Die Darstellung wurde nicht Stück für Stück, sie wurde von vornherein als Ganzes empfunden. Auch Menzel, ein anderer seiner großen Anreger und Meister, mit dem er die geistreiche Schärfe gemein hatte, ergeht sich wohl mitunter bei Zwecken in allerlei witzigen Anspielungen, alle Gedankenhaftigkeit, aller Ideentiefen liegt ihm aber fern. Man hat Klinger oft mit Dürer verglichen und sicher hat er in der strengen, oft knorrigen Eigenart, in dem grübelnden Gedankenhalt, in der Treue vor der Wesenheit der Naturdinge Ähnlichkeiten mit ihm. Dürer aber wirkt trotz alledem naiv, Klinger reflektiert. Dürer arbeitet mit den herkömmlichen religiösen Symbolen, bei Klinger spricht der ganze Bildungsballast seiner Zeit mit. Alles das hindert freilich nicht, daß auch auf seinen ideenbelasteten Blättern Einzelheiten wie erlebte Kostbarkeiten wirken. Wesentlich schwächer als die genannten Hauptwerke ist der letzte, 1916 erschienene Zyklus „Das Zeit“. Die Schwächen Klinger's treten hier, auch technisch, stärker hervor, auch eine defiziente, hier sogar perverse Sinnlichkeit, die sich früher schon manchmal neben einer abstrakten Geistigkeit in dieser widerprüchlichen Persönlichkeit gezeigt hatte.

Die Größe Klinger's liegt in seiner Graphik. Sie wird auch seinen Namen immer wieder lebendig erhalten. Seine Kolossalgemälde „Urteil des Paris“, „Kreuzigung“, „Christus im Olymp“ und die späteren Wandmalereien sind der Auffassung nach eigentlich nur vergrößerte farbige Radierungen. Im wunderlichen Widerspruch zu den Forderungen seiner Schrift „Malerie und Zeichnung“ ist ihm auch hier nicht die farbige Vision und die Raumgestaltung das Wesentliche, sondern die geistige Bedeutung und konstruierte Ausdeutung des Vorgangs. Wie immer allen Anstrengungen offen, überträgt er die Freilichtmalerei auf das Monumentalbild. Die Farbe ist hart und spröde. Das Ganze ist nicht als malerische Einheit gesehen. Die Figuren sind nicht malerisch, sondern intellektuell verbunden. Der Gedanke, nicht die farbige Erscheinung, war der Vater der Komposition. Es fehlt Klinger die malerische Sinnlichkeit, der Reiz des Auges, die Eingabe an den farbigen Abglanz des Lebens. Um die Dinge bedeutend zu finden, muß er ihnen erst eine Bedeutung geben. Damit ist nicht gesagt, daß ein Bild nur eine Farbfläche sein soll, es kann sehr wohl einen geistigen Gehalt haben, nur muß Gehalt und Form als Wesenseinheit geboren werden. Dürer's Vier Apostel sind gewiß geladen mit geistiger Energie, sie wirken aber nicht erklügel, sie zeigen keinen Bruch zwischen Darstellung und Bedeutung, weil sie unmittelbar aus dem Gefühl, nicht aus der Reflektion entsprungen sind. Bewundernswert bleibt es dennoch, wie es Klinger gelingt, in einzelnen Gestalten und Teilen die Reflektion in eindringliche Naturerscheinung umzusetzen. Der Gedanke eines farbigen Gesamtkunstwerkes, das Architektur, Plastik und Malerei vereinigen sollte, führte Klinger schon früh zur Bildhauerei, die Frage der farbigen Plastik wurde damals viel erörtert. Daß er plastische Begabung besaß, zeigen seine „Salome“, die „Kassandra“, die „Badende“, die „Amphitrite“. Noch wirkt hier in der Formgestaltung der Einfluß Bildesbrands nach. Dann macht sich der von Rodin geltend. Ist diesem aber vor allem die Modellierung der Fläche maßgebend, so tritt bei Klinger wieder der Denker und Dichter in den Vordergrund. Sein „Drama“, sein in seiner zusammengefügten Materialbuntheit uns heute nicht mehr zugänglicher „Beethoven“, mit dem seinerzeit Schidias und Michelangelo übertroffen sein sollten, sind gleichsam auch nur in den Marmor übertragene Radierungen. Einst hochgepriesen, sind sie heute in den Sintergrund getreten und ohne Einfluß geblieben.

Überblickt man dieses rastlos schöpferische Leben, so bleibt der Eindruck einer das Höchste wollenden und es auch manchmal erreichenden Persönlichkeit. Man mag das Widerspruchsvolle und mitunter Unzulängliche noch so sehr betonen, er bleibt doch ein großer Künstler, der seiner Zeit viel bedeutete und seine Bedeutung auch nie verlieren wird, wäre es auch nur durch seine Radierungen. Nicht nur ihr technisch-künstlerischer Wert verbürgt das: es wird auch immer in unserem Volke Menschen geben, zu denen ihr geistiger Gehalt spricht, abgesehen davon, daß es genug Blätter von ihm gibt, in denen das Menschliche rein und unmittelbar zu uns spricht. Ist er zumeist nur uns Deutschen zugänglich, so haben wir um so mehr Anlaß, seiner in Verehrung und Bewunderung zu gedenken.

Auf der Strafinself

Von Alma M. Karlin

Alma M. Karlin, die tapfere Weltreisende mit der jarten Gestalt und dem eisernen Willen, die Verfasserin des spannenden Reiseberichtes „Einfame Weltreise“ läßt jetzt im Wilhelm-Böhrer-Verlag, Minden i. W., ein weiteres ungewöhnliches Buch erscheinen. Unter dem Titel „Im Banne der Südfsee. Die Tragödie einer Frau“ (381 Seiten Text, Ganzleinen 6,50 M.) schildert die Verfasserin ihre abenteuerlichen Erlebnisse in der geheimnisumgebenen Südfsee, unter Menschenfressern, auf weitentlegenen Inseln. — Wir entnehmen dem Buche einen Abschnitt, der einen Besuch der Verfasserin in der französischen Strafkolonie Nou in der Südfsee schildert, deren Betreten Europäern nur ganz selten gestattet wird.

Eines Tages nahm ich allen Mut zusammen und die Füße unter den Arm und begab mich zur Polizeiverwaltungsstelle, um zu erproben, ob man mir die Erlaubnis, Nou zu besuchen, geben würde, und wider Erwarten erhielt ich sie. In einer kleinen Hütte wartete man um zwei Uhr auf das Boot. Ich war an dem Tage der einzige Fahrgast, und der Wächter erzählte mir mit Stolz, daß die acht Kanaken in Straflingskleidern, die mich hinüberbrachten, berüchtigte Mörder aus der Aufstandszeit waren, die eine Anzahl Weißer sehr grausam ermordet und ihre Eingeweide zum Schmutz auf die nahen Bäume geworfen hatten. Um die Wahrheit zu sagen, sahen sie nicht schlechter als alle anderen Kanaken aus, die vernünftlich ein Gleiches getan hätten, wenn „Kura“, ich, nicht ins Boot und erreichte bald die Strafinself.

Der Hauptaufseher, ein sehr netter, einrichtsvoller Franzose, führte mich selbst, und ich war sehr befriedigt von dem

Geschauten, denn es ist ein Anblick, den man nur selten hat, groß an Tragik und groß auch in der Verbilligung des ewigen Kampfes, den ein Volk, gesittete Gesellschaft geworden, gegen das Verbrecherelement führt und das gegen eine gewisse Härte der bestehenden Vorschriften nichts zu tun vermag. Wie endlich soll man diese menschlichen Krankheitskeime (oder richtiger diese gesellschaftlichen Gistauswüchse) schmerzlos für alle Teile entfernen?

Nou hat sein Grauen — wer bezweifelt es? Diese Kerker, in die kein Lichtstrahl bricht und aus denen der Gefangene täglich auf eine Stunde heraus darf? In denen er solche Furcht leidet, daß er die Mauern zerkratzt und schreit, damit er gefesselt wird, nur um menschliche Laute zu vernahmen, um Licht zu sehen, um die Verklärung fremder Hände an Stelle der fürchterlichen, würgenden Einsamkeit zu fühlen? Furchtbar der Gedanke, viele, viele Jahre da leiden zu müssen und dann als Brat Roumea zu belassen. Ein vierundachtzigjähriger Greis hatte noch ein Jahr Gefängnis vor sich. Er gehörte zu jenen, die nach der ersten Verordnung auf Lebensdauer nach Nou kamen. Grauenvoll ist die Guillotine mitten auf einem der Höfe und unendlich traurig die Abteilung der Irren, in der uns der „heilige Geist“ entgegen trat und uns frischgefangene kleine Aulstern zeigte, die er mit Gott Vater und Gott Sohn zum Nachtmahl verspeisen wollte; der wilde alte Erfinder, dessen Zelle man seit Jahren nicht mehr betrat und dem man nur durch das starke Zellenitter Nahung und frische Wäsche schob; der alte Araber, der behauptete, Millionenerfindungen gemacht zu haben und dem Staate wertvoller als alle Prinzen zu sein; der Tobsüchtige, der sich augenrollend aufbäumte und wie ein Tier brüllte — sie alle, die an diesem Ort an geistiger Annäherung zugrunde gingen.

Aber Nou hat auch etwas Versöhnendes — das große schöne Sonnenlicht, das auf die weiten Höfe, auf all das steinerne Gemäuer fällt, auf die kleinen Innengärten und den großen Gemüsegarten vor der eigentlichen Kerkerstadt, in dem die Gefangenen arbeiten und aus dem alles Gemüse für die Leute gewonnen wird. Es gibt da auch Menschenbrat, das nur dem Fluchbett des Himmels entgegenträumen kann. Gefangene, die außerhalb nichts mehr zu leisten vermögen, die heimkehren, freiwillig, heimwehkrank, um hier in Frieden dem Tode entgegenzudämmern. Sie schliefen auf den sonnigen Plätzen des eigentlichen Gebäudes, das ihrer Rassenabstammung nach, in größere Räume eingeteilt war, und stiegen sich etwaige Käufe oder stülten mit ihren Nachbarn, waren aber so schwach, daß einer den anderen im Kampf nicht antworten konnte und sie nur keiften und kläfften wie altersschwache Räder. Vor ihnen lag der kleine Garten mit seinen Bäumchen, blühenden Sträuchern und winzigen Beeten, und ein Friede, um den ich sie beneidete, umgab sie. Man begehete von ihnen keinerlei Arbeit, höchstens Plüden oder Waschen ihrer Lumpen, was sie — wie der Inspektor lachend behauptete — in die größte Wut versetzte. Die meisten lagen ausgestreckt im Sonnenlicht und starrten aus matten Augen wie aus staub- und zeitverdunkelten Fenstern.

Was ich an Nou in dessen am traurigsten fand, war endlich ich selber, denn zum Schluß führte mich der Inspektor in die Küche, und da gab es Bohnensuppe und ein Gemüse, das ungefähr unseren Kohl oder unser Kraut ersetzte und das sehr gut roch. Für jeden Mann genug Brot und viel schmackhafte Suppe, alles gut und rein gekocht. Ich stand in meinem gelblichen Kleidchen aus japanischem Crepe, das ganz gut aussah, und tadellos weiß, abspatzte Summischuheln neben dem Inspektor, und er ahnte nicht, wie sehr ich diese

Der Geistesranke und die Ansicht der Laien

Von Professor Dr. Erich Stern, Mainz

Aus der großen Reihe der Erkrankungen hebt sich als eine besondere Gruppe die der Geisteskrankheiten heraus; ihnen tritt die Nichtmediziner — und auch eine große Zahl von Medizinern — ganz anders gegenüber als den „körperlichen“ Erkrankungen, mit einer ganz anderen Grundhaltung. Diese ist zum Teil wohl in der eigentümlichen Bedeutung, welche seelisch-geistige Vorgänge für unser Leben spielen, begründet, zum Teil aber sind hier auch Vorurteile und irrtümliche Anschauungen entscheidend, die sich seit langen Zeiten mitherumschleppen und gegen die anzukämpfen ungemein schwierig ist. Und doch ist es für die ganze Grundhaltung dem Kranken gegenüber, für die Einstellung zur Heilanstalt, für die Wiedereingliederung des Genesenen in das Leben von der allergrößten Bedeutung, wie man sich zu ihm und zur Behandlung der Geisteskrankheiten stellt.

Man muß zunächst darauf hinweisen, daß es eine scharfe Grenzlinie zwischen körperlichen und seelischen Erkrankungen überhaupt nicht gibt. Jede Erkrankung beeinflusst auch den seelischen Ablauf, führt zu psychischen Veränderungen und bei einer gewissen Dauer und Stärke zu einer schiefer Einstellung des Kranken zur Welt, zum Leben, zu sich selbst. Von einer großen Zahl körperlich Kranker kann man sagen, daß sie auch psychisch irgendwie gestört seien. Zum anderen haben zahlreiche Geistesstörungen eine nachweisbare körperliche Grundlage; wir brauchen hier nur an die progressive Paralyse — eine Erkrankung des Gehirns auf syphilitischer Grundlage — zu denken oder an Störungen, die sich auf der Grundlage einer Erkrankung der Schilddrüse finden. Wenn auch die Zusammenhänge selten so durchsichtig sind wie hier, so werden wir doch nicht verfehlen dürfen, daß sie für eine große Zahl von Geistesstörungen bestehen, und daß sich die seelischen Veränderungen hier in die gesamten Krankheitserscheinungen einordnen.

Eine weit verbreitete Auffassung geht dahin, daß geistige Störungen gewissermaßen einen Makel darstellen und daß man sich ihres Vorkommens in der Familie schämen müsse; während man unumwunden zugibt, daß der Vater an einem Magenkrebs oder Nierenentzündung gestorben sei, verschweigt man es, wenn er an einer Geistesstörung verschieden ist. Das kann man, wenn diese Scham sich auf lebende Angehörige bezieht, verschiedene Folgen haben: man geht nicht zum Psychiater, man bringt den Patienten nicht in die geeignete Anstalt, sondern hält ihn entweder im Haus, oder bringt ihn an völlig ungeeigneten Orten unter — zu seinem eigenen Schaden und häufig auch zum Schaden seiner Umgebung. Mütter wollen etwa psychisch kranke Kinder nicht in eine Anstalt bringen — es sprechen da verschiedene Gründe mit — und sie verpassen, welchen Eindruck die Störung auf die anderen, gesunden Kinder macht. Beziehen wir den Schwachsinn mit ein, so weigern sich Eltern, ihr Kind in die Hilfsschule zu schicken, weil sie dies als eine Schande ansehen; sie vergessen dabei, daß wenn überhaupt etwas aus dem Kinde zu machen ist, dies nur durch den Sonderunterricht, der an die noch im Kinde vorhandenen Fähigkeiten anknüpft, möglich ist. Geisteskrankheit ist kein Makel, sondern eine Krankheit, die durchaus zu bewerten ist als Krankheit. Freilich sind viele Geistesstörungen auf eine moralische Minderwertigkeit — überreichen Alkoholgenuß — zurückzuführen, aber man müßte dann einmal auch das Säuerferber und die Säuerleber usw. als Makel auffassen, und zum anderen sind, sofern es sich um psychische Schädigungen handelt — meist die Kinder mehr betroffen — und sie sind makellos!

Der Unterbringung in Anstalten stehen eine Reihe von Vorurteilen entgegen, deren schwerstes darin besteht, daß in Laenzkreisen über die Behandlung in Anstalten vollkommen falsche Anschauungen verbreitet sind. Was hört man nicht alles für Meinungen; der Kranke wird

eingeperrt in eine Gemmizelle, er wird in eine Zwangsjacke gesteckt, er wird gefesselt, er wird geschlagen, gequält, man läßt ihn hungern usw. Alles Unwahrscheinliches. Wohl gab es in früheren Jahrhunderten einmal eine Zwangsjacke, wohl verfuhrte man damals den bösen Geist, von dem man den Kranken besessen glaubte, mit Schlägen auszutreiben, aber all diese Methoden sind seit langem verlassen, und die Behandlung weicht in vielen Punkten nicht von der Behandlung anderer Krankheiten ab; hinzukommen einige besondere Methoden, wie Bäderbehandlung, Arbeitstherapie, und vor allem die seelische Beeinflussung des Patienten, der Versuch einer Aufschließung der in ihm wirklichen Konflikte. Man bemühte sich immer mehr, auch äußerlich der Anstalt das besondere Gepräge — früher ähnelte sie mit den niedrigen vergitterten Fenstern bisweilen dem Gefängnis — zu nehmen, die Gitter von den Fenstern fallen fort und werden durch eine erhöhte Wachsamkeit des Personals ersetzt, die Räume werden freundlich ausgestattet, der Kranke soll sich heimlich fühlen; Ärzte und ein geschultes Pflegepersonal bemühen sich um ihn, und tun alles, was zur Besserung seines Zustandes, zu seiner Heilung notwendig ist.

Aber schon stoßen wir auf ein weiteres Vorurteil: Geistesranke sind nie heilbar; es hat noch nie einer gesund die Anstalt verlassen. Welch gewaltiger Irrtum! Ganz abgesehen davon, daß zahlreiche Zustände von selbst abklingen, und daß die Aufgabe der Behandlung darin besteht, dem Kranken seinen Zustand zu erleichtern, die Dauer abzukürzen, Sorge zu tragen, daß das Allgemeinbefinden nicht leidet, und daß der Kranke sich und anderen nichts antut, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Behandlung der Geisteskrankheiten besonders in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht hat. Ich denke hier vor allem daran, daß man heute selbst Störungen, wie der Gehirnerweichung, durchaus nicht mehr so hilflos gegenübersteht, und daß seelische Behandlung auch bei schweren Erkrankungen Erleichterung und nicht selten Heilung schafft. Es trifft keineswegs zu, daß der Patient sich nie wieder in das bürgerliche Leben einzufügen vermag; wie viele sind später wieder imstande, ihre Berufsaufgabe zu erfüllen. Das bestehende Vorurteil erschwert es aber dem gebesserten Patienten, den Weg in die Welt zurückzufinden; wenn alles ihm ausweicht, niemand ihm vertraut, niemand ihm Arbeit geben will, wie kann er dann gesund bleiben und sich wieder ins Leben einfügen?

Weshalb aber traut man ihm nicht, weshalb weicht man ihm schon aus? Weil man sich vielfach unter einem Geistesranke nur einen tollkühnigen, allgemeingefährlichen Menschen vorstellen kann, der immer auf Unheil sinnt. Aber die Kranken dieser Art bilden gewiß nicht die überwiegende Mehrzahl. Der Laie, der zum erstenmal einen Irrenanstalt besucht, ist gewöhnlich überaus nicht nur, daß er keine Folterkammern findet, sondern auch, daß es auf den meisten Abteilungen ruhig zugeht; die „unruhigen“ Abteilungen machen freilich auf ihn einen stärkeren Eindruck, der sich tiefer einprägt und länger haften bleibt. Oft fragt er sich und den Arzt, ob denn die anderen Inassen überhaupt Geistesranke seien. In dieser Frage vertritt sich ein gewisses Mißtrauen — spürt doch noch immer in manchen Köpfen der Gedanke, daß viele zu Unrecht in Anstalten festgehalten und nie herausgelassen werden, obwohl sie in Wahrheit eigentlich gar nicht krank seien — Menschen, deren man sich auf diese bequeme Weise entledigen will. Ganz abgesehen davon, daß sich kaum Ärzte finden dürften, welche bereit wären, Gesunde zu internieren, ist die Kontrolle durch öffentliche Instanzen heute so stark, daß ein Festhalten so gut wie ausgeschlossen erscheint.

Der Laie macht sich aber keine Vorstellung davon, daß es viele Patienten gibt, die äußerlich ein vollkommen gesundes Bild bieten und die doch schwer krank sind; man kann lange mit ihnen reden — berührt man nicht den krankhaften Bezirk, so kann der Laie meinen, es mit einem normalen Menschen zu tun zu haben; er ignoriert die kleinen Auffälligkeiten und Verdrosenheiten, die dem

Psychiater sofort auffallen und Verdacht wecken, er weiß nicht, daß der Kranke bisweilen bewußt der anderen täuscht und sich gesund stellt, dissimuliert, um die Freiheit zu erlangen. Aber gerade von diesen Patienten kann man nicht selten Handlungen erleben, die größtes Unheil bringen, und die dem Laien unerwartet kommt und unverständlich ist. Es ist nicht leicht, ihm klar zu machen, daß es sich hier um einen Kranken handelt. Der Psychiater kann gar kein Interesse daran haben, einen Gesunden für krank zu erklären.

Er ist im übrigen auch nicht leicht zu täuschen; es ist nicht so einfach, eine Geisteskrankheit zu simulieren, wie der Laie sich das bisweilen vorstellt. Wer nach einem Verbrechen eine Geistesstörung vorzutäuschen sucht und etwa den „wilden Mann“ spielt, d. h. einen schweren Erregungszustand darstellt, müßte imstande sein, diesen Lage und auch Nächte hindurch durchzuhalten; dem wirkt aber die sicher eintretende Ermüdung sehr bald hingegen, wenn der Beschuldigte simuliert, während der wirklich Kranke eben nicht ermüdet. Und dann kommt es ja nicht darauf an, daß der Angeklagte in der Haft psychisch krank ist; als unzurechnungsfähig gilt er nur, wenn die Störung im Moment der Tat bestand.

Der Geistesranke muß jedenfalls durchaus als Kranke genommen werden; er verdient nicht Hohn und Spott, sondern unsere tätige Anteilnahme. Der Gesunde kann viel tun, um ihm zu helfen und sein Loos zu erleichtern. Auf dem Irrenarzt aber ruht eine besonders große Verantwortung; er hat den Kranken zu pflegen und zu schützen, daß er sich selbst kein Leid antut, und daß ihm von anderen nichts geschieht; er hat aber auch die Allgemeinheit vor gefährlichen Kranken zu schützen.

Zeitschriftenschau

Fünzig Künstler porträtieren eine Frau. Fünzig Künstler, darunter die namhaftesten Pariser Maler und Plastiker der Gegenwart, haben eine und dieselbe Frau dargestellt: die Filmschauspielerin Maria Kani. Eine Ausstellung, die diese Werke vereinigt, weit gegenwärtig durch die Welt. Das Juliheft der Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ (Verlaganstalt Alexander Koch) bringt einen höchst fesselnden Aufschnitt aus dieser Reihe von Werken (22 an der Zahl). Sie sind nicht nur fesselnd als Befundungen bedeutenden Könnens, sondern auch als Dokumente der Verschiedenartigkeit menschlichen Lebens und Auffassens. Gerade weil das Modell das gleiche bleibt, springt die Unterschiedlichkeit der Aussagen lebhaft hervor. Man gewahrt eine nach allen Richtungen schillernde Frauengestalt, und man bekommt zugleich einen Begriff davon, wie viele Arten des „Welt-erlebens“ in unserer Welt nebeneinander leben. Man tut einen tiefen, schänen Blick in die große Wahrheit: es gibt eine Vielfaltigkeit der Dinge und Geschöpfe — und es gibt eine Vielfaltigkeit der menschlichen Betrachtung und Deutung. Beides begegnet sich hier. Manche der hier vertretenen Maler haben sich dem Modell gegenüber schroff subjektivistisch eingestellt, andere schildern treulich die objektive Wirklichkeit. Manche geben nur geistreiche Randbemerkungen zum Gegenstand, andere benutzen das Modell zum Anlaß, das ihnen liebgewordene Weibliche darzustellen. So gewinnt man aus den Abbildungen der „Deutschen Kunst und Dekoration“ den Eindruck einer vielfältigen Erörterung — doppelt reizvoll durch das Modell, von dem eine bekannte Persönlichkeit unserer Zeit gesagt hat: „Maria Kani ist alles zugleich, Aufrichtigkeit und Lüge, Reinheit und Laster, Liebe und Haß, Spott und Schmerz, mit einem Wort: ein Weib“.

Farbe und Form. Monatsheft für Kunst und Kunstgewerbe (Verlag Schule Reimann, Berlin), Heft 6 ist soeben erschienen und ist als Sondernummer der Mode und ihrem Studium gewidmet. Von der Konfektionszeichnung an, also beim Studium von Schul- und Schirm beginnend, werden Arbeiten gezeigt, die deutlich umfänglichen Lehrgang verwalten und sich schließlich als ausgezeichnete modische Illustration oder reine Modezeichnung präsentieren. Die Klassen Kleinfang, Renan, Nieß, Regelsch, Kölling sind mit einer großen Reihe von Mäthern vertreten: Herren, Damen, Kinderfiguren, Stoffe, Spitzen, modische Accessoires usw., nichts ist ausgelassen. Die Schneiderklasse Kölling zeigt entworfenen und ausgeführten Kleider. Erich Stephani spricht über konstruktives Abzeichnen und erläutert es mit einem Beispiel, das seine Wichtigkeit für den Modezeichner beweist. Regelsch bezieht die Verwenden als Fachmann und weist auf Mühe und Erfolg in der Praxis hin.

Das interessanteste Buch

Ein Konversationslexikon ist nicht nur, wie die meisten glauben, ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk — es ist zugleich das anregendste, amüsanteste und abwechslungsreichste Buch überhaupt. Es umfaßt die ganze Welt, unser ganzes Wissen, die ganze Geschichte — und so ist es den auch ebenso bunt, mannigfaltig, spannend und interessant wie sie. Ein Beispiel. Wir lesen vom Streit wegen der Überfliegung des Südpols. Sonderbar. Die ganze Erde ist nun schon so lange erforscht, die Randkarte weiß kaum mehr weiße Flecken auf — doch über die Länder am Südpol weiß man noch immer nichts. War die Forschung gerade hier so untätig? Wir greifen nach dem Lexikon und schlagen auf: „Südpol“ — und finden nicht nur eine prachtvolle Karte, die die Ergebnisse der bisherigen Forschungen bezeichnet, sondern auch eine Übersicht über alle Expeditionen. Und nun erfahren wir zu unserer Überraschung, daß bereits Amerigo Vespucci bis Südgeorgien vordrang, und daß seitdem die Versuche, den Südpol zu erreichen, nicht geruht haben. In der neuen Auflage des „Großen Meyers“ sind sogar Byrds Flüge aus dem Jahre 1928 schon verzeichnet. Besonders interessant scheint uns aber, daß bereits im Jahre 1772 Cook den südlichen Polarkreis überschritt; Cook ist ein Held unserer Jugendbücher, wir wollen mehr von ihm wissen. Wir schlagen deshalb auf: „James Cook“ (nicht zu verwechseln mit dem Begründer der bekannten Reiseführer, die — Wuhren Sie das? — schon 1841 eröffnet wurden, und mit dem amerikanischen Polarforscher Cook, der, wie wir bei der Gelegenheit erfahren, 1908 angeblich den Nordpol erreichte) — und es lohnt wieder, hier nachzuschlagen: dieser Kühne Weltumsegler hat als erster nachgewiesen, daß Australien eine Insel ist. Ist denn Australien erst so spät entdeckt worden? Wir schlagen Australien auf: ja, erst 1605, über hundert Jahre später als Amerika, und bis zu Cook kannte man nur die Westküste. Und hier finden wir nun wieder eine prachtvolle Randkarte, sehr

schöne Tafeln mit den verschiedenen Volkstypen, mit den Tierarten, mit alten Kunst- und Kulturwerken. Und wir können uns je nach Belieben weiterleiten lassen, können uns über das faszinierende Schachspiel unterrichten oder über den australischen Staatenbund, über australisches Gemüt, das wir nur unter dem Namen Gammie arabicum kennen, oder über die zum gleichen Kulturkreis gehörige Osterinsel — jeder wird finden, was ihn interessiert. Das eben ist der Vorteil jedem anderen Buch gegenüber: man muß nicht einfach hinnehmen, was einem geboten wird, man kann auswählen, kann selbst tätig sein, kann systematisch vorgehen oder sprunghaft, kann verweilen, wo es einem am besten gefällt. Und während man ein Buch ausliest, wird man das Lexikon nie erschöpfen: wir sagten schon, daß es die ganze Wirklichkeit umfaßt — also einen größeren Stoff als das menschliche Leben. Am interessantesten ist die neue Auflage von „Meyers Lexikon“; denn hier liegt zum erstenmal ein in der Gegenwart entstehendes und so die Gegenwart erschöpfendes Lexikon — und zwar zu erschwinglichem Preis — nahezu vollständig vor. (Der 11. Band, der bis zum Buchstaben T reicht, ist soeben erschienen, der 12. und letzte Band erscheint in Kürze.) Hier sind alle Veränderungen, die politischen und wissenschaftlichen, wissenschaftlichen, rechtlichen und praktischen, genau verzeichnet — und so erfüllt denn gerade dieses Lexikon die doppelte Aufgabe, die wir kennzeichneten, besonders gut: es ist als Nachschlagewerk unentbehrlich und durch seine Aktualität besonders lehrreich und unterhaltend.

* Meyers Lexikon. Siebente, völlig neu bearbeitete Auflage. Über 160 000 Artikel und Verweisungen auf etwa 21 000 Spalten Text mit rund 5000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text; dazu etwa 750 besondere Bildtafeln (darunter etwa 100 farbige) und 280 Kartentafeln und Stadtpläne sowie 200 Text- und farbige Übersichten. 12 Bände in Halbbänden gebunden etwa 968 M. Verlag Bibliographisches Institut AG. in Leipzig.

Verbrecher um ihre regelmäßige Kost beneidete. Ihre Zelle war besser als mein Hotelzimmer; sie lagen gefahrengefühlt, aussehend vor-bliühenden Strahlern und aßen sich täglich satt an richtig zubereiteten Speisen — sie, die geraubt, gemordet, den Staat gefährdet hatten und die Auswüchse waren, die das Ganze befeuert hatten; ich aber, die ich für drei Böker Europas schrieb, zu ihrem späteren Nutzen schließlich lernte, malte und mein Bestes in kurzen Beiträgen wie langen Arbeiten gab, ich ging durch die weite Welt, einjam, im falschen Licht einer Abenteuererin, vielleicht einer Spionin, vielleicht etwas Schlimmeren, und ich lebte von Brot und Tee und bewohnte eine Zelle, die nicht so hell und nicht so gefahrlos wie die Zelle auf einer der schlimmsten Strafkolonien war!

So ist das Leben ...

Aber ich dankte dem Inspektor lächelnd, denn das Lächeln ist der Schleier, der verhängend vor unsere Seele fällt. Für den Fremden war ich nichts als die kleine Journalistin, die alles sah, um darüber zu schreiben. Er bot mir in seinem Hause ein Glas Himbeerjast und einiges Badewert an und wußte nicht, wie gut er gegen mich gewesen!

Die acht Mörder und Menschenfresser zogen mich ins Boot. Sie sahen mich verdächtig von der Seite an. In ihrem Vahjgebiet wird jede Frau gegessen, die unfruchtbar bleibt, und bei mir hatten sie die Überzeugung, daß ich selbst im Hochtopf der Welt nichts bieten würde.